

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich

**Band:** 51 (1947-1948)

**Heft:** 2

**Artikel:** Die Zürichseeflotte an der Züka

**Autor:** Eschmann, Ernst

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-662880>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 23.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Die Zürichseeflotte an der Züka

Ein Festtag ohnegleichen! Die Veranstaltung, die auf den 9. September im Landjahr 1939 vorgesehen war, mußte wegen Ausbruch des Krieges fallen gelassen werden. Da hat der Verband der Verkehrsvereine am Zürichsee und Umgebung den Plan wieder aufgegriffen und im Rahmen der „Züka“ zur glänzenden Durchführung gebracht. Der originelle Gedanke, eine Flotte mit Ledischiffen zu bilden und diese mit großen, farbigen Wappensegeln der einzelnen Gemeinden auszustatten, fand eine herrliche Durchführung. Die Idee wuchs sich aus zu einer fesselnden folkloristischen Schau, indem die einzelnen Dörfer alte Sitten und Bräuche aufleben ließen und im Ring der „Züka“ zu bunter Darstellung brachten. Was die Industrie am See schuf, wurde herangezogen, literarische Reminiszenzen wurden lebendig. Sie führten bis in die Gegenwart hinein. Das Nebwerf der Bauern wurde gezeigt, die Arbeit in den Fabriken, Lied und Sport rückten auf, und mit besonderer Freude wurde vermerkt, wie die Bevölkerung dreier Kantone zu gemeinsamem Tun sich zusammenschloß, St. Gallen, Schwyz und Zürich. Das hatte der Zürichsee fertig gebracht, der mit seinen Wassern verschiedene Grenzen bespülte. Auch der Obersee, der uns neuerdings durch die Seefahrt erschlossen worden ist, mache mit.

Ich wollte den lästlichen Tag der Veranstaltung verfolgen, vom ersten Schuß der Hagelkanone bis zum mitreißenden Ausklang in der „Züka“. So fuhr ich denn schon am Morgen mit dem Zug nach Rapperswil, um das Extraschiff zu erreichen, das, in Schmerikon und Lachen beginnend, alle seebegeisterten Gäste sammelte und nach Zürich führte. Schon stattlich bevölkert, langte es an in der Rosenstadt, und man fragte sich beängstigend: Wie wird es sich füllen bis ans Ziel?

Und der Tag! Golden und blau, die Wasser so schimmernd und spiegelnd, die nahen Berge in leichtem Dunst, während die fernen weißen Kuppen ganz vom Gutwetternebel verhüllt waren. Südwarts der Ezel, ihm zu Füßen Teufisberg und Wollerau, ostwärts der uferverbin-

dende Damm, und wenn man vom Deck des wimmelnden Schiffes zurückschaut, die Silhouette der Burg Rapperswil, des Klosters, ein Bild, das immer wieder gefangen nimmt. Operngucker schauten aus nach den bewimpelten Basifähnen. Aber sie hielten sich noch versteckt in den Hauben ihrer Gemeinden. Seltsam mußten sie sich vorkommen. Gestern noch schwer beladene Schiffe mit Sand und Steinen von den Brüchen bei Freienbach und am Obersee, heute voll jubelnden Trachtenvolkes, die Seiten mit Blumengirlanden geschmückt, in festlicher Aufführung.

Eine Jugendinnerung: vor fünfzig, vor fünfundfünzig Jahren ist es gewesen. Von meinem väterlichen Heimwesen über Richterswil



Eines der stolzesten Schiffe war «Hombrechtikon». Eindrücklich flattert die Korngarbe als Sinnbild im Winde und das reizende kleine Riegelhaus erinnert an die alten Bauten in dieser Gemeinde.

aus schaute ich den großen Schiffen mit den hohen weißen Segeln nach. Wenn ich scharf hinschaute, entdeckte ich, wenn Windstille war, auch ein paar Ruderer, die auf Brettern sich bewegten und ihre Stangen führten. Eine mühselige Arbeit. Von Motoren wußte man noch nichts. Der ganze Transport mußte mit Menschenkraft oder von der wohlältigen Hilfe des Windes geleistet werden. Ein halbes Jahrhundert, die Zeiten haben sich gewendet. Die Motoren rattern. Und doppelt Sonntag ist's. Die umständlichen Ruder sind fort, und festlich sind die Schiffe bekränzt.

Jetzt, die Schaufelräder unserer „Stadt Rapperswil“ setzen sich in Bewegung. Freude blitzt aus allen Gesichtern. Schon oft habe ich die Strecke befahren; es ist, als ob sie heute noch einmal so schön wäre. Die Lützelau, die Ufenau, das wogende Schilf und die blitzenden Wasser. Wer wüßte etwas Herrlicheres als unsern See! Die grünen Ufer, die Dörfer, die Weinberge, die Bauernhäuser und die herrschaftlichen Sitze. Man kennt sie, man kennt die Bewohner, man fühlt sich wie zu Hause. Über alle Zungen geht das Lob der Heimat.

Da, was ist? Das erste Flaggenschiff! Von einem scharfen Auge wird's entdeckt. Und gleich daneben ein anderes! Und wieder eines. Also: die Zürichsee-Armada ist in Bewegung. Die großen Segel verraten die Herkunft: Lachen, die Höfe, der Doppelmond von Schmerikon, die zwei Rosen von Rapperswil, die Garbe von Hombrechtikon, Stäfa und das Wappentier von Männedorf. Und wie die Farben in der Sommersonne aufleuchten: das Gelb, das Blau, das Rot. Zu einer kostlichen Harmonie treten sie zusammen, verändern sich und bilden ein schaukelndes Mosaik auf dem See. Jimmer kommt ein neues Segel hinzu, je weiter wir den See hinunter kommen, der weiße Schwan von Horgen, der Stern von Oberrieden, die Burg von Meilen, das Kreuz von Erlenbach. Jetzt bilden sie einen langen Zug hintereinander, ein Bild, wie man's in allen Jahrhunderten auf dem See noch nie gesehen hat. Unser Schiff holt die Flotte ein. Und jetzt erkennt man auch das Trachtenvolk, Gerät und Handwerkszeug, das die Vertreter der einzelnen Gemeinden mitführen. Ein

Schuß! Die Wetterkanone von Meilen ist losgegangen. Aber kein Wölklein steht am Himmel, Nebermut und Freude haben sie knallen lassen.

Jetzt, auf der Höhe von Zollikon richten sich die Schiffe in eine Front aus und bilden eine einzige Linie. Man zählt und zählt und kommt auf neunzehn Segel. Ein hinter Überfall des Landes auf die Stadt. Es gab Zeiten, da das Einvernehmen nicht so freundlich war. Die Zürcher zogen seeauf und hatten es auf Stäfa abgeschossen. Anderthalb Jahrhunderte haben die Ereignisse ausgewischt. Die Entwicklung der Industrie hat neue Verhältnisse geschaffen. Die alte Stadt Zürich von 10 000 Einwohnern hat sich versiebenunddreißigfacht. Sie ist wieder herrschend geworden. Jetzt vermag sie durch die Kraft der Stimmenzahl nicht nur die Anwohner des Sees, ja den ganzen Kanton in ihren Bann zu schlagen.

Unser Schiff hat sich Zeit gelassen. Ein paarmal kreuzte es den See vom linken zum rechten Ufer. Und überall nahm es neue Gäste mit. Jetzt wimmelt es von Leuten, unten und auf Deck, die Landungsstege sind schwarz von Volk.

Eine viertausendköpfige Menge harrt in den Anlagen und auf den Mauern der Stadt. Sie will das Seevolk sehen, das sich im Riesbach an Land gesetzt hat. Als ob der Zufall sie durcheinandergewirbelt hätte, kommen sie daher, eine heitere Hochzeitsgesellschaft und Trachtenleute, eine Schar singender Scholaren. Es sind Seminaristen von Rüsnacht, Erlenbach, Herrliberg, Männedorf und Stäfa geben deutlich kund, daß sie Weindörfer sind. Sie führen Sauservässe mit und einen ganzen Rebenpavillon. Die Meilener haben ihre alte Wetterkanone hervorgeholt. Rebwerk ist mühsam, und der gute Stäfner Tropfen will erobert sein. Wer mit der Spritze nicht vier- und fünfmal den Stöcken entlang geht, muß gewartigen, daß der Meltau die vielverheizenden Stöcke heimsucht. Ei, da regnet ein Spritzer in die Menge. Zur Wohltat wird er unter dieser brennenden Sonne.

lustig geht's um das untere Ende des Sees herum, die Färber von Thalwil, General Werdmüller mit Kriegsvolk von der Au, Arbeitergruppen von Horgen mit Maschinemodellen, Fischer mit ihren Neßen, und Aespler von der

March. So tummelt sich das Land auf dem Asphalt der Stadt und strebt dem Gelände zu, wo die Ausstellung ihre Tore geöffnet hat. Wie in einem Bienenkorb wimmelt's in den Anlagen.

Im Vorführungsring haben sich inzwischen die Tribünen gefüllt. Kopf an Kopf ist aufgereiht, und immer noch strömen neue Scharen herbei. Ich liebe diese Feste, in denen das Volk sich wie im Spiegel beschaut. Und siehe da: eine Fülle mannigfachen Lebens tut sich kund. Jung und alt an der Arbeit, jung und alt am Feierabend, das ist das Hauptthema des fehllichen Spiels. Verse Jakob Hau-

sers binden es zusammen und deuten die Geschehnisse auf der Bühne. „Mir vom Zürisee!“ heißt die Lösung. Und siehe da! Wir sind erstaunt, wie bunt sich alles entwickelt. Jedes Dorf hat seine eigene Art, sein Brauchtum und seine Vergangenheit. Dichter haben Spuren gezeichnet, Jugend tolkt daher und rumort am Silvester. Wollerauer Masken zeigen, wie urtümlich sie noch Fasnacht feiern. Neben ein halbes Jahrtausend führen die Rapferswiler zurück. Ihr Burglantz erinnert an die Zeit, da die Eidgenossen das Städtchen belagerten. Es ließ sich nicht einschüchtern, hielt sich wacker und vergnügte sich auf dem Burghof vor den Augen der Belagerer. Man singt, man knallt mit den Peitschen, ein Alpaufzug geht in Szene, ein Fahnenchwinger wirft sein Schweizerkreuz in die Luft, zwei Alphornbläser treten auf. Das ist die March, die am Obersee zu Hause ist und uns den Weg weist in die Region der Alpweiden und Berge.

Ein Glanzstück turnerischer Kraft führen die Sorgener auf mit ihrer Pyramide auf dem großen Rad. Die Richterswiler haben sich den letzten und höchsten Triumph aufgespart. Sie warten auf mit dem Kunstturner Walter Lehmann, dem Sieger am letzten eidgenössischen



Bereits bei der Absfahrt in den Heimathäfen herrschte munteres, fröhliches Treiben des Trachtenvolkes auf den einzelnen Schiffen.

Aufnahmen von H. Fröhlich

Turnfest. In bester Gesellschaft befindet er sich. Die Übungen am Reck finden jubelnden Beifall. Da schwingen die Arme an der Stange, und wie ein Rad fliegt der Körper mit, wendet sich, stemmt sich empor, und in einem meisterlichen Sprung setzt der triumphierende Turner auf den sichern Boden. Die riesige Menge der Zuschauer hat er in Atem gehalten. Wahrlich, es war ein Meisterstück, das er vollführte.

Die Sonne ist untergegangen. Ein frisches Lüftchen weht über den Platz. Sachte röhrt es die Banner an, die die Runde umstehen. Wahrlich, ein Tag ging zu Ende, der nicht einzig in die Erinnerung, der ins Herz eines jeden geschrieben ist. Land und See, Dorf und Stadt sind zu einer erhabenden Tagung zusammengekommen. Sie wissen, bei aller Mannigfaltigkeit, über alle Meinungen und Überzeugungen hinweg gehören sie zusammen, das linke und das rechte Ufer, die Bauern, die Arbeiter in den Fabriken, die, die die Feder führen und die, die den Hammer schwingen. Der See trennt sie nicht, Seebuben sind es hüben und drüben, und ein reger Geist braust in den Köpfen. Arbeiten und Feste feiern, beides liegt ihnen im Blut, und wie ein Tropfen ihres guten Weines

verbinden sie edlen Gehalt mit Zähe und Ausdauer.

So haben wir gleichsam den letzten Tag der unvergeßlichen Landesausstellung gefeiert. Und wären die Brüder der andern Kantone mit da-

bei gewesen, wahrlich, sie hätten uns gerne bekannt: Ihr Bürcher habt mit eurer friedlichen und doch so sieghaften Flotte den Vogel abgeschossen!

Ernst Eschmann.

## Kanonier Stöckli

Etwas breitspurig, die Policemütze verlegen zwischen den Fingern drehend, stand er vor mir. Seine Lippen bewegten sich wie beim Sprechen, doch sie ließen keinen Laut über sie kommen. Zögern nur rückte er mit seinem Anliegen heraus. Es tönte aber auch sonderbar! Er fragte, ob er zu einem ärztlichen Zeugnis gelangen könnte. Dieses sollte besagen, daß er nach der Entlassung seiner Einheit aus gesundheitlichen Gründen weiter im Dienste bleiben müsse. Mit dieser Frage tanzte er so sehr aus der Reihe, daß ich versucht war, in Kanonier Stöckli einen Betrunkenen oder Schwachsinnigen zu sehen. Doch beides traf auf ihn nicht zu, wenngleich er nicht zu den Pfiffigsten zählte.

Ich tat wohl daran, meine angefangene Arbeit beiseite zu legen und diesem sonderlichen Kauz einen Spaziergang mit mir um den Flugplatz anzubieten. Dabei erfuhr ich seine Geschichte brockenweise. So etwa fielen die Brocken aus seinem Munde wie die Stücke eines Puzzlespiels, die durcheinandergeschüttelt, etwelches Geschick erfordern, um sie zum sinnvollen Bilde zusammenzusetzen. In der Tat kostete mich das Zusammensezzen noch etliche Stunden meiner Freizeit.

Wäre nun, was ich erfuhr, eine der vielen Soldatengeschichten, ich würde sie nicht weiter erzählen. Doch, das Bild, das sich mir ergab, zeugt so sehr von Irrsal und Zerrüttung des menschlichen Erlebens allgemein, daß von ihm erzählt werden muß.

Er arbeitete zuvor am Wohnort seiner Eltern in einem Eisenwerk. Er übersah nicht eine junge gefällige Hebe in der Kantine der Fabrik. Doch sein Vater erlaubte nicht die Heirat. Und

er hatte Ursache dazu. Die Jungen aber wurden Vater und Mutter und glaubten damit umsonst, erzwingen zu können, was die Eltern nicht ohnehin gestatteten könnten. So tauchte er unter in der großen Stadt. Sie folgte. Aber die große Stadt übte ihre sonderbaren Reize: die werdende Mutter verließ ihn. Ein neuer Vater stellte sich ein, ein Ausländer. Ein zweites, ein drittes Kind kam zur Welt. Die Väter waren verschiedener Art, so auch die Kinder. Ausländer und Emigrant verschwanden. So fanden sie sich wieder. Der Stöckli und seine Freundin heirateten einander.

Seine Schwiegermutter nahm die Neuvermählten und die drei Kinder als Untermieter in ihre Wohnung. Das Geld zum eigenen Haushalt fehlte. An Gelegenheit zur Arbeit brach es ihm weniger als an seiner Ausdauer. Er lernte mehr Meister kennen, als an Zahl Frankenstücke in seinem Zahltäschchen klimperten. — Die Schwiegermutter führte in allem das Steuer, obschon keine besonderen Qualitäten sie dazu bestimmt hätten. Ihre Einkünfte als Wahrsagerin mögen wohl auch ihr Gewissen nicht zu sehr belastet haben.

Sie stand nicht gut mit Stöckli. Und weil sie nichts an ihm gelten ließ, spürte auch die Frau keine Zuneigung zu ihrem Manne.

Da kamen die Jahre des Krieges und brachten die häufigen Ablösungsdienste. So wurden die Frauen seiner zeitweise los. Und wie sich der vermeintlich letzte Ablösungsdienst dem Ende neigte, fanden die Frauen zu Hause es an der rechten Zeit, dem heimkehrenden Wehr- und Ehemann das Haus zu verbieten.